Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

sagtest du, ich möchte thun, als ob du gar nicht in Berlin wärest. Du bist immer so vernünftig, du hattest auch da wieder Recht, und ich folgte ja auch deinem Wunsche und machte nicht den Versuch, dich wiederzusehen. Nun muß mir der Teufel deine Alte in den Wurf bringen und sie mich gleich kapern wollen. So was ist ganz versessen auf einen Waffenrock.

Sei mir nicht böse, Bäschen, wenn dir vielleicht mein Ausbleiben Verlegenheit bereitet; aber wenn ich käme und von der Leber weg redete, wäre es noch schlimmer. Uebrigens wäre mein Kommen auch ausgeschlossen — wegen des Regiments. Mach also eine Ausrede, welche du willst. Daß ich scheußlich viel Dienst habe, ist nebenbei bemerkt wahr.

Den kleinen Mädchen gehts famos, wie Vater schreibt.

Mit herzlichen Grüßen

Dein

Vetter Kurt.

Das Briefchen mit dem Wappen war nicht unbemerkt geblieben. Als Frau Rose einige Andeutungen deshalb machte, sagte Minna einfach: Mein Vetter Dallwitz läßt sich bei der gnädigen Frau entschuldigen, er hat seine Aufwartung nicht machen können, weil er sehr viel Dienst hat.

Frau Rose war klug genug, das zu verstehn. Aber am ersten des nächsten Monats kündigte sie dem Fräulein. Als Grund der Kündigung gab sie in dem Zeugnis, das sie Minna Dallwitz ausstellte, an: „Ihre gesellschaftliche Bildung genügte nicht meinen Ansprüchen."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom naturphilosophischen Schriftenmarkte. Ob der Zug nach rechts, der unser öffentliches Leben in Politik und Kirche, sowie in Geschichte und Staatswissenschaften beherrscht, durchweg gesund ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber daß er sich jetzt auch auf einem Gebiete bemerkbar macht, auf dem alles Alte die letzten Jahrzehnte hindurch förmlich verfehmt war, auf dem naturphilosophischen, ist mit Genugthuung zu begrüßen. Wie wir aus einem bunt zusammengewürfelten Bündlein Schriften sehen, das der Zufall bei uns anschwemmt, ist es Lehrern der Naturwissenschaften heute nicht mehr verboten, an Gott zu glauben und an Häckel zu zweifeln, und wenn die alten Wahrheiten von den Zünftigen in der Broschürenlitteratur wieder zugelassen werden, so werden sie demnächst wohl auch in der liberalen Tagespresse wieder schüchtern ihr Haupt erheben dürfen. Dr. Hermann Klein giebt in seinen bei E. H. Mayer in Leipzig in dritter Auflage erschienenen angenehm zu lesenden Kosmologischen Briefen dem gebildeten Laien erschöpfende Auskunft über den Bau unsers Planetensystems und die Beschaffenheit der Weltkörper vom heutigen Standpunkte der Forschung. Besondres Gewicht legt er dabei auf die Frage nach der Bewohnbarkeit der Weltkörper. Er hält es zwar für nicht unwahrscheinlich, daß es in andern Sonnensystemen ebenfalls Planeten giebt, die von Menschen oder menschenähnlichen Geschöpfen bewohnt sind, findet aber in unserm Planetensystem die Daseinsbedingungen für höhere Organismen nur auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsrer Erde und auf keinem andern Planeten, auch nicht auf dem Mars. Er schließt auf Seite 308 mit dem Satze: „Erhaben über die Vergänglichkeit der Erde und der Sonne, wie des Firmaments, das nächtlich über unserm Haupte seine Kreise zieht, bleibt die menschliche Seele, der wir eine ewige Dauer zumessen können, denn, wie Paracelsus sagt, Gott ist in ihr." — Noch einen Schritt weiter geht Dr. Dutoit-Haller, Privatdozent und Arzt am Bürgerspital in Bern. Sein akademischer Vortrag: Schöpfung und Entwicklung nach Bibel und Naturwissenschaft (Basel, R. Reich, 1892) enthält eine Rechtfertigung der mosaischen Schöpfungsgeschichte und eine kurze, klare, schlagende Widerlegung des Darwinismus. — Der Titel: Grundlegung einer Kosmobiologie von F. Ritter von Feldegg (Wien, A. Hölder, 1891) täuscht einigermaßen, da die Schrift weit mehr erkenntnistheoretischen als kosmobiologischen Inhalts ist und sich vorzugsweise mit dem Wesen von Zeit und Raum beschäftigt. Aber sie gehört hierher, weil der Verfasser zu dem Ergebnis kommt, daß Natur und Geist zwei verschiedne, „inkommensurable" Ordnungen seien, die sich jedoch in dem menschlichen Ichgefühl „kreuzen," und daß der „biologische Weltprozeß" auf eine höhere Entwicklungsform, auf eine „unsre eigne Art weit übersteigende rein geistige Wesenheit" hinweise. Es ist erfreulich, zu sehen, wie diese alten Wahrheiten nun auch in algebraischen Gleichungen und mit Asymptoten bewiesen werden, die uns noch mehr imponiren würden, wenn sie nicht öfter (Seite 71 dreimal) Assymptoten gedruckt wären. Das schöne Wort „Apodictizität" empfehlen wir zur Verwendung in Reichsgerichtsentscheidungen. Man sieht übrigens, Karl du Prel hat nicht so ganz Unrecht mit seinem von Feldegg zitirten Scherz: die alten Weiber behielten am Ende immer Recht, die Gelehrten immer Unrecht. — Zum Rationalismus des vorigen Jahrhunderts steuert C. Andresen sein mit Schätzen modernster Errungenschaften beladnes Schifflein zurück in dem Buche: Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung, zweite veränderte und erweiterte Auflage (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G., 1892). Es ist etwas viel, was er auf 222 Seiten bietet, nämlich Natur- und Geschichtsphilosophie, Theologie und Sozialwissenschaft, aber es ist alles lesbar, und die sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Brocken verraten eine gesunde Grundansicht. In der Philosophie und Theologie haut und sticht er nach rechts und nach links gegen Klerikalismus und Materialismus und stellt mit löblicher Entschiedenheit sein Glaubensbekenntnis auf. Es besteht in dem einen Dogma: „Ich glaube, daß Christus der Gesandte des lebendigen Gottes ist." Wie weit wir jedoch trotz aller Mühe unsrer Vermittlungstheologen und -philosophen von der erstrebten Einigung der Geister entfernt bleiben, wird uns auch bei diesen Schriften wieder klar. — Während Andresen die Dogmen von Erbsünde und Erlösung und von den Wirkungen der Taufe ganz entschieden verwirft, sucht G. J. Bock, den Spuren des tiefsinnigen Drummond folgend, in einer geistvollen Broschüre, die einer kleinen, aber desto andächtigern Gemeinde zur Erbauung dienen wird, diese drei Dogmen als Lebensgesetze der Geisterwelt, die in den Naturgesetzen ihre genaue Analogie fänden, zu erweisen (Naturwissenschaft und Bibel. Nur ein Gesetz in Natur und Schrift. Naturwissenschaftlich-theologische Studie nach Drummond. Leipzig, A. Deichert, 1892). — Ohne Beziehung auf die höchsten und letzten Fragen geschrieben ist das Büchelchen: Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte von J. A. Stähely (Leipzig, Otto Wigand, 1892). Der Verfasser vertritt — ob mit neuen Gründen, vermögen wir nicht zu beurteilen — die auch abgesehen von Thales nicht neue Hypothese, daß alle Wärme, alle Bewegung, alles

Leben aus der wechselnden Verbindung und Trennung der Wasserstoff- und Sauerstoffatome des Weltalls und zunächst unsrer Sonne entspringen.

Acta Borussica. Im Frühjahr 1887 stellten die Mitglieder der Königlichen Akademie der Wissenschaften v. Sybel, Schmoller und Lehmann auf Anregung des erstgenannten in der philosophisch-historischen Klasse den Antrag, die Akademie möge beschließen, auf ihre Kosten und durch eine Kommission aus ihrer Mitte als Ergänzung der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen eine umfassende Veröffentlichung über die innere Staatsverwaltung Preußens im achtzehnten Jahrhundert in Angriff zu nehmen. Die Akademie schloß sich der Ansicht der Antragsteller an, daß eine solche Publikation wünschenswert sei; da sich jedoch ergab, daß ihre Mittel dafür nicht ausreichten, so wurde ein Gesuch um Unterstützung an den Kultusminister gerichtet. Darin wird gesagt, daß sich die geplanten Veröffentlichungen auf die Zeit von 1713 bis 1786 beschränken sollen. „Damals ist der preußische Beamtenstand und die preußische Armee, die preußische Steuer- und Domänenverwaltung, die preußische Justiz entstanden; die preußische Sozial-, Gewerbe- und Landeskulturgesetzgebung hat wie das preußische Recht in den damaligen Leistungen seine Wurzeln; die Aufgaben der Förderung geistiger und materieller Kultur wurden von keinem Staate Europas im achtzehnten Jahrhundert so energisch erfaßt wie in Preußen." Folgende Verwaltungszweige sollen zunächst berücksichtigt werden: 1. die Militärverwaltung, 2. die Münzverwaltung, 3. die Zoll- und Accisenverwaltung, 4. die Pflege der wichtigsten Industrien. Es handelt sich dabei, heißt es am Schluß, „um eine große patriotische That, um ein Unternehmen, welches das Staatsgefühl und die Anhänglichkeit an die Dynastie in außerordentlicher Weise zu stärken imstande ist." Nachdem der Minister die Unterstützung bewilligt hatte, wurde nach einem von ihm genehmigten Statut die Kommission gewählt, der die geplante Arbeit obliegt. Sie beschloß, mit der Geschichte der preußischen Seidenindustrie zu beginnen, weil der Stoff dafür schon größtenteils gesammelt war, von Professor Schmoller; Dr. Hintze, dem diese Arbeit übertragen wurde, ergänzte und verarbeitete das Material.

So sind denn 1892 bei Paul Parey in Berlin die ersten drei Bände der Acta Borussica erschienen unter dem Titel: Die Preußische Seidenindustrie im achtzehnten Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. Die ersten beiden Bände enthalten die von G. Schmoller und O. Hintze bearbeiteten Akten aus der Zeit von 1687 bis 1807, der zweite Band außerdem noch eine Sammlung statistischer Belege, Akten zur Entwicklung der Krefelder Seidenindustrie und vortreffliche technische Erklärungen in alphabetischer Reihenfolge sowie ein sehr vollständiges Register. Der dritte Band enthält die Erzählung und Darstellung der Ergebnisse nebst vorausgeschickter kurzer Geschichte der Seidenindustrie in Europa. In der Sitzung der Akademie am 21. April 1892 hat Schmoller über die Publikation berichtet und dann seinen Bericht in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Er sagt darin, daß der dritte Band natürlich eine individuelle wissenschaftliche Arbeit sei und nur mit Einschränkung als Veröffentlichung der Akademie bezeichnet werden könne, daß aber er für seine Person alles wesentliche darin für richtig und objektiv dargestellt halte.

Es trifft sich nun sonderbar, daß gerade diese erste Veröffentlichung wenig geeignet erscheint, „das Staatsgefühl und die Anhänglichkeit an die Dynastie zu stärken." Während nämlich die von den holländischen Gebrüdern von der Leyen in Krefeld begründete Seidenindustrie, die von den Behörden weder unterstützt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch bevormundet worden ist, heute noch blüht — vergebens hat sich Friedrich der Große Mühe gegeben, die Herren von der Leyen zur Übersiedlung eines Teils ihres Geschäfts nach dem Osten zu bewegen —, ist die von dem großen König mit einem Aufwande von zwei Millionen Thalern und einem gewaltigen büreaukratischen Apparat in Berlin und Potsdam begründete und großgezogne Seidenindustrie nach seinem Tode verfallen und heute spurlos verschwunden. Hintze und Schmoller suchen den Folgerungen vorzubeugen, die die Männer des laissez faire daraus schon gezogen haben und nach Veröffentlichung der Akten erst recht daraus ziehen werden. Wenn wir nun aber auch unterschreiben, was Schmoller über die zeitweilige Notwendigkeit des absolutistischen Großstaats im allgemeinen sagt, so vermag er uns doch mit seiner Rechtfertigung der Gewerbepolitik Friedrichs des Großen nicht völlig zu überzeugen. Die Thatsache bleibt bestehen, daß, abgesehen von Krefeld, die Seidenindustrie der von niemand unterstützten und bevormundeten italienischen Kleinstädter den Weltmarkt dreihundert Jahre beherrscht hat und, alle politischen Wechselfälle, alle Revolutionen und alles Elend überdauernd, heute noch blüht, während die künstliche Schöpfung in Berlin kaum hundert Jahre bestanden hat, obwohl der große König seine ganze gewaltige Willensenergie und seine Macht, und seine erleuchtete Büreaukratie all ihre Kunst daran gesetzt hat. Zum Beweise dafür, daß auch die berühmte französische Seidenindustrie eine Schöpfung des Staates sei, genügen die von Hintze mitgeteilten Angaben nicht; daß die Seidenweberei schon vor Ludwig dem Elften, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Frankreich geblüht habe, sagt er ja selbst. Der Satz: „aber dauernden Bestand hat das Gewerbe nicht gewonnen; es handelte sich im fünfzehnten Jahrhundert um eine völlige Neubegründung" ist mit nichts belegt. Jedenfalls geben wir Sully Recht gegen Heinrich den Vierten, wenn er in der übertriebnen Ausbreitung von Luxusindustrien eine Gefahr für die Landwirtschaft, sowie für die Gesundheit der sozialen und politischen Verhältnisse sah. „Mit richtigem Blicke — sagt Hintze S. 20 des dritten Bandes nach einem Bericht über die Hamburger Seidenindustrie — haben Hamburger selbst vor allem die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen für den Verfall ihrer Industrie verantwortlich gemacht. Wiederum ein charakteristisches Beispiel für die Überlegenheit der staatlichen über die städtische Wirtschaftspolitik." Ja, daß der Große den Kleinen, der Staat die Stadt tot treten kann, wenn er will, daran zweifelt ohnehin kein Mensch; aber für den Beruf und die Befähigung der großstaatlichen Büreaukratie, lebensfähige Industrien zu schaffen, ist damit nichts bewiesen, wenn es auch selbstverständlich zu den Aufgaben des Staats gehört, die auf natürlichem Wege entstandnen zu fördern und zu schützen.

Schmoller meint, man müßte die von Friedrich begründete Seidenindustrie nicht für sich allein, sondern im Zusammenhange mit dem gesamten Wirtschaftsleben des preußischen Staats betrachten. Er sagt: „Die zwei Millionen sind als eine Schulaufwendung, als ein Erziehungsgeld anzusehen, das Berlin und dem Osten die Kräfte und Fertigkeiten, die Sitten und Gewohnheiten einimpfen half, ohne welche ein Industriestaat nicht bestehen kann. Es fehlte in diesen feudalen Territorien mit ihren verarmten Ackerstädten und Handwerkern ebenso an den Unternehmern, wie an den Arbeitern, wie sie für die feineren Industrien, für den Weltmarkt unentbehrlich sind. . . . Das Wichtigste war, daß Berlin im Jahre 1800 eine technisch hochstehende Arbeiterschaft und ein fähiges kapitalkräftiges industrielles Unternehmertum hatte, und diese Thatsache blieb, ob die Seidenindustrie fortdauerte oder nicht, das große Resultat der fridericianischen Politik."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darüber urteilen zu können, wie weit die gegenwärtig in den östlichen Provinzen Preußens — deren einige übrigens heute noch so rein agrarisch sind wie vor hundert Jahren — und namentlich in Berlin blühende Industrie eine Frucht der Erziehung des Arbeiterstandes durch die damalige Seidenweberei sei, dazu würde eine so umfassende und gründliche Kenntnis der preußischen Gewerbegeschichte erforderlich sein, wie sie außer Schmoller selbst vielleicht niemand besitzt. Wir wollen ihm daher aufs Wort glauben. Und der gute Wille des Königs sowie die Arbeitsmühe, die er auch in dieser Hinsicht zum Wohle des Volks auf sich genommen hat, sind selbstverständlich über jedes Lob erhaben.

Nicht minder preiswürdig ist die unablässige Fürsorge für die Arbeiter, die er dabei bekundete. Durch zünftlerische Einrichtungen schützte er sie gegen Konkurrenz und Lohndruck. An Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern fehlte es nicht; wegen der Frauen- und Kinderarbeit kam es 1786 sogar zu Tumulten. „Die Tumultuanten wurden natürlich streng bestraft, aber dem Justizminister Carmer, der einseitig für die Fabrikanten eintrat, antworteten die Herren vom Generaldirektorium mit einer Erinnerung an den Prozeß des Müllers Arnold.“ Das Koalitionsrecht besaßen die damaligen Arbeiter freilich nicht; aber sie brauchten es auch nicht, weil ihnen die Regierung Löhne sicherte, wie sie unsre heutigen Arbeiter mit allen ihren modernen Scheinrechten nirgends zu erzwingen vermögen.

Ja, das wars ja eben, daran mußte diese Industrie zu Grunde gehen! werden unsre heutigen Industriellen triumphirend ausrufen, die zwischen löblichen und tadelnswerten Einmischungen des Staats in Gewerbesachen unterscheiden. Nun, auf diese schwierige Frage können wir hier nicht eingehen. Jedenfalls ist es interessant und lehrreich, einer der merkwürdigsten Regierungsthätigkeiten des großen Königs an der Hand der Aktenstücke auf Schritt und Tritt nachgehen zu können. Die weitern Veröffentlichungen der neuen Kommission werden uns hoffentlich mit Gegenständen bekannt machen, bei denen das Ergebnis der Regierungsthätigkeit Friedrichs weniger leicht angefochten werden kann.

Der Deutschenhaß in Frankreich. Zur Ergänzung, teilweise auch zur Widerlegung der Anschauungen in dem Grenzbotenartikel (Nr. 6): Der Deutschenhaß bei unsern Nachbarn, teile ich den Lesern einen mir soeben zugegangnen Brief aus Frankreich mit. Er stammt aus der Feder eines der angesehensten französischen Professoren, dem man irgend welchen Chauvinismus vorzuwerfen nicht berechtigt ist, und giebt unverhüllt die Stimmung wieder, die dort in den akademisch gebildeten Kreisen gegen Deutschland herrscht.

Zur Erklärung des Briefes seien folgende Bemerkungen vorausgeschickt. Die preußische Regierung hat eine Reihe von Stipendien für die Lehrer der neuern Sprachen ausgesetzt, damit auch die weniger bemittelten in der Lage wären, zuweilen einige Wochen im Auslande zuzubringen und sich dort in der praktischen Beherrschung der fremden Sprache zu vervollkommnen und zu befestigen. Die Versuche vieler Neuphilologen, in Genf diese Studien zu betreiben, waren wenig erfolgreich. Es mußte also Fühlung mit Paris gesucht werden. Aber in Paris einen festen Mittelpunkt für unsre Neuphilologen zu schaffen, ist, wie der folgende Brief zeigt, leider gescheitert:

Monsieur et cher Collégue, J'ai réfléchi longuement à votre proposition de créer à Paris une sorte d'institution où les boursiers du gouvernement allemand pourraient venir séjourner en Août et Septembre pour s'exercer à la pratique

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

de la langue française. Presque en même temps M. le Dr. Waetzold de Berlin m'écrivait dans le même sens.

Après en avoir conféré avec plusieurs collégues, nous avons reconnu que la chose était impossible du moins d'ici quelque temps.

Un maître isolé, recommandé par vous recevra toujours un excellent accueil et pour ma part, je me ferai un plaisir de me mettre entièrement à sa disposition.

Quant à une réunion quasi officielle, il ne faut pas y songer.

La disposition d'esprit est telle en France, que l'on verrait de très mauvais œil des réunions de ce genre. C'est regrettable, mais c'est comme cela.

Il faut ajouter, que les neuf dixièmes des professeurs d'allemand sont originaires d'Alsace-Lorraine et tous très mal disposés pour l'Allemagne. D'abord, par suite de l'annexion et ensuite des procédés vexataires et stupides auxquels ils ont été et sont souvent encore exposés quand ils se rendent dans leur famille. Pendant des années, l'Ambassade d'Allemagne m'a refusé l'autorisation d'aller voir mes parents en Alsace. Je vous cite des faits personnels; la même chose est arrivée au plus grand nombre de me collégues. Même en cas de maladie grave ou de décès survenu dans une famille, l'entrée en Alsace-Lorraine nous était rigoureusement interdite. Une de mes sœurs était mourante, il y a trois ans; à force de démarches j'ai obtenu un permis. A mon arrivée, ma sœur était morte, sans que j'ai pu la revoir une dernière fois. Ce sont de choses que l'on n'oublie pas. Il y a des milliers de fait de ce genre.

De plus quelques Allemands habitant Paris ont su et savent se rendre insupportables par leur raideur, leur morgue, leur esprit de dénigrement. Il y a quelque temps seulement il m'a fallu une patience impossible pour ne pas flanquer à la porte un Berlinois qui s'était présenté chez moi et qui pendant une demi-heure n'a fait que récriminer contre l'ignorance et la vanité des Français en général et des professeurs en particulier. C'était écœurant.

J'entre dans tous ces détails pour bien vous démontrer l'impossibilité de réaliser la création demandée. Nous ne le pouvons pas et nous ne le voulons pas. Et cela durera longtemps. C'est une de conséquences de la guerre de 1870 et surtout de l'annexion. Je vous le répète: toute personne qui viendra de votre part, individuellement, sera bien reçue et je serai tout à ses dispositions. Mais pas de réunion, pas d'institution officielle ou officieuse.

Der unverkennbare und leicht erklärliche Groll der gebildeten Gesellschaft Frankreichs gegen Deutschland wird manchem unsrer Neuphilologen einen Strich durch die Rechnung machen. Zweiundzwanzig Jahre sind nun seit dem deutsch-französischen Kriege verflossen, aber diese lange Zeit hat die Gegensätze und Verstimmungen noch nicht beseitigt; im Gegenteil, sie sind durch die oft rücksichtslos ausgeübte Grenzsperrung und nicht zum geringsten Teil durch das oft flegelhafte Auftreten der Deutschen in Paris von Jahr zu Jahr verschärft worden. Die Franzosen kommen immer seltner zu uns. In Leipzig, wo sie früher in großer Zahl studirten, schmilzt ihre Zahl immer mehr zusammen. Dasselbe ist in Berlin und in andern Universitätsstädten der Fall. Sie gehen, um ihre deutschen Sprachstudien zu betreiben, am liebsten nach der Schweiz. Es wird also auch unsern Neuphilologen nichts weiter übrig bleiben, als sich wieder auf den neutralen Schweizer Boden zu begeben. E. G.